

Gemeinnütziges Volksblatt.

Junius 1800.

I. Geseze in Ansehung der Kantonisten und Deserteurs.

Kantonisten, die bey dem Regiment noch nicht einrangirt und verpflichtet sind, dürfen sich ohne Vorwissen des Landraths oder des Magistrats des Orts nicht aus ihrer Heimath, und ohne Vorwissen der Kammer nicht aus der Provinz entfernen. Haben sie es doch gethan, und können sie von ihren Eltern und Verwandten nicht gestellt werden: so entsteht daraus die rechtliche Vermuthung wider sie, daß sie um dem Kriegsdienste sich zu entziehen, aus dem Lande gegangen sind, und soll demnach wider sie verfahren werden.

Wenn Kantonisten ohne Erlaubniß des Regiments, bey welchem sie eingeschrieben sind, eine Lebensart, die mit ihrer künftigen Bestimmung zu Kriegsdiensten nicht bestehen kann, ergriffen haben: so können sie sich damit gegen die wirkliche Uebernehmung der Kriegsdienste, sobald sie dazu aufgefördert werden, nicht entschuldigen.

Entollirte, welche bereits zum Kriegsdienst ausgehoben, obgleich noch nicht vereidet waren, sind,

wenn sie austreten, als Deserteurs anzusehen, und werden also, wie diese, mit Spießruthenlaufen bestraft.

Wenn Kantonisten, welche noch nicht als Rekruten ausgehoben worden, die königlichen Lande verlassen, um sich den Kriegsdiensten zu entziehen, so soll ihr zurückgelassenes Vermögen, auch alles das, was ihnen nach ihrem Austritte an Erbschaften, Vermächtnissen, Geschenken oder sonst zufällt, Confiscirt werden.

Wer ausgetretenen Militairpersonen oder Kantonisten Schulden bezahlt, Gelder oder andere Sachen zuschickt, oder ihnen sonst etwas zuwendet, soll den Betrag des zugewandten zur Strafe erlegen, und noch außerdem, weil er den bösen Schritt des ausgetretenen auf diese Art begünstigt, empfindlich gestraft werden.

Jeder Bürger des Staats und Einwohner des Landes ist schuldig, das Verbrechen der Desertion, so viel an ihm liegt, zu verhindern. Wer also von dem Vorhaben einer Militairperson, zu desertiren, Wissenschaft erlangt, und dies Vorhaben nicht sofort verhindert, oder selbiges, wenn er es nicht verhindern kann, anzuzeigen unterläßt; der soll das erstemal mit sechswochentlicher bis sechsmonatlicher Festungsstrafe belegt, im Wiederholungsfall aber als ein Beförderer der Desertion bestraft werden.

Wer sich des Verbrechens, die Flucht eines Deserteurs durch thätige Hülfe befördert zu haben, zum erstenmal schuldig macht, soll mit Festungsarrest oder Zuchthausstrafe auf acht Monate bis zwey Jahre belegt werden. Wer dieses Verbrechen zum zweytenmal begehet, soll Festungs- oder Zuchthausstrafe auf zwey bis vier Jahr leiden. Wer sich
aber

aber ein solches Verbrechen zum drittenmal zu Schulden kommen läßt, soll, wenn die Desertion ihren Fortgang gehabt hat, mit dem Strange hingerichtet werden.

Wenn Civilpersonen an einem Desertionskomplotte Theil nehmen, so soll lebenswiegige Festungs- oder Zuchthausstrafe erfolgen.

Wenn eine Frau die Desertion ihres Mannes befördert, so soll sie mit Festungsarrest oder Zuchthausstrafe auf acht Monate bis zwey Jahre, und im Wiederholungsfall mit vier Jahr Festungsstrafe belegt werden, auch soll ihr Vermögen confiscirt werden. Wenn sie die Entweichung ihres Mannes dadurch begünstigt, daß sie sein Vorhaben nicht verhindert, oder selbiges, wenn sie es nicht verhindern kann, anzuzeigen unterläßt, so soll ihr zur Zeit der Desertion in Besiz habendes Vermögen confiscirt werden.

Kein Unteroffizier oder Soldat soll weder in Städten, noch Dörfern, oder Nebenwegen passiren dürfen, wenn er nicht einen gültigen Paß vorzeigen kann, sondern er soll sowohl als derjenige, der seinen Paß nicht vorzeigen will, sofort arretirt und an die nächste Garnison abgeliefert werden, welche die Unkosten bezahlen wird.

Will ein Unteroffizier oder Soldat, der keinen Paß hat, sich nicht anhalten lassen, oder sind mehrere zusammen, daß die Beobachtenden sich nicht getrauen, sie anzuhalten, so müssen diese sofort nach dem nächsten Dorfe eilen und mehr Mannschaft holen.

Jeder Unterthan in Städten und Dörfern ist, bey Vermeidung von hundert Thalern Strafe, oder anderer empfindlicher Leibesstrafe verbunden, wenn er einen Unteroffizier und Soldaten außer seiner

Garnison, es sey wo es wolle, antrifft, denselben nach seinem Paß zu fragen, ihn nachzusehen, und wenn er Unrichtigkeit vermerkt, es in der nächsten Stadt oder Dorfe der Obrigkeit oder dem Schulzen anzuzeigen, welche dem Soldaten oder Unteroffizier nachsehen, und ihn arretilren müssen.

Ist ein Soldat wirklich desertirt, und solches durch Kanonenschüsse, oder von dem nachzusehenden Offizier, Unteroffizier und Husaren kund gemacht, so sollen Bürger und Bauern sofort aufstehen, eine Viertelstunde lang die Sturmglocke läuten, die Pässe besetzen und den Deserteur auffuchen. Die Pässe müssen mit tüchtigen Männern, nicht mit Weibern und Kindern besetzt werden. Sie müssen die vorgeschriebene Zeit besetzt bleiben, und die Wache muß nicht bloß alle Soldaten in Montur ohne Ausnahme, sondern alle unbekannte Personen anhalten, um zu beweisen, daß sie nicht Deserteurs sind.

Alle Fahrzeuge auf den Strömen, die so beschaffen sind, daß ein Deserteur allein damit überfahren kann, müssen alle Abend angeschlossen werden.

Zur Nachsetzung der Deserteurs müssen den dazu kommandirten Offiziers und Unteroffiziers, gegen bare Bezahlung des Meilengeldes in den Städten à zwölf Groschen und auf dem platten Lande à drey Groschen auf jede Meile, sowohl für den nachsethenden Offizier, als mitreitenden Bauern, bey Vermeidung unausbleiblicher Strafe, Pferde schleunigst herbey geschafft werden.

Wenn dabey die Pferde zu Tode gesagt oder zu Schande geritten werden, müssen sie nach einer billigen Taxe den Eigenthümern von dem Kommandeur des Regiments, dem der Deserteur zugehört, ohne Weitläufigkeit bezahlt werden.

Wenn

Wenn die Bürger und Bauern den Deserteur wieder bekommen, müssen sie den andern Dörfern Nachricht davon geben, damit die ausgestellten Wachen abgehen, wogegen ihnen, sobald sie den Deserteur an die nächste Garnison abgeliefert haben, aus der Accisekasse, wo der Deserteur abgeliefert ist, vier Thaler bezahlt werden.

Wenn eine Gerichtsobrigkeit dasjenige, was ihr hierunter zu besorgen obliegt, verabsäumt, so soll dieselbe funfzehn Dukaten Strafe erlegen. Hat eine Stadt oder Dorfgemeine darunter etwas verabsäumt, so sollen diejenigen Einwohner, welche an der begangenen Nachlässigkeit insbesondere Schuld sind, auf einen Monat zur Festungsarbeit gebracht und die ganze Gemeinde, wo ein Deserteur passiert, zur Verantwortung gezogen werden.

II. Vorschrift zur Verhütung der Rindviehpest.

Die Viehseuche, Löserdürre, Rindviehpest ist seit dem Jahre 1711 in Deutschland bekannt, und hat hier über 25 Millionen Stück Rindvieh getödtet. Im südlichen Deutschlande hat sie im Jahre 1796 mehrere hunderttausend Stück weggerafft, und auch das nördliche Deutschland war in Gefahr, seinen Viehstand durch diese Pest verheeret zu sehen. Diese Gefahr bestehet noch immer, so lange der unglückliche französische Krieg fortdauert; es ist also nothwendig, den Landwirth auf die Mittel aufmerksam zu machen, wodurch er das große Unglück, seinen Viehstand zu verlieren, verhüten kann. D. Saust hat sie in seiner Noth- und Hülfstafel zur Verhütung der Rindviehpest bekannt gemacht,

aus welcher ich hier das Wesentlichste mittheilen will.

Die Rindviehpest ist allein eine Krankheit des Rindviehes, und von jeder andern Krankheit desselben unterschieden. Sie ist sich zu jeder Jahreszeit, bey jeder Witterung und in jedem Lande im Wesentlichen gleich, und greift alt und jung an. Sie entsteht in Deutschland einzig und allein durch Ansteckung, durch Uebertragung des ansteckenden Pestgifts von einem kranken zu einem gesunden Thiere. Sie wird durch Unvorsichtigkeit von einem Orte und Land zum andern, vorzüglich vermittelt der Viehmärkte und des Viehhandels verbreitet. 1796 ward sie durch kranke Ochsen, die aus Ungern und Polen zur österreichischen Armee getrieben wurden, nach Deutschland gebracht.

Das ganze an der Pest kranke Thier und alle seine Theile sind ansteckend, im höchsten Grade aber ist es der Koth und Speiser, der aus Augen, Nase und Maul fließt, und der Eiter aus Geschwüren und Haarfeldöffnungen. Auch der Athem und die Ausdünstung durch die Haut, der Harn und der Mist stecken an, dergleichen todte Thiere, die nicht tief genug verscharrt sind. Kranke Thiere können ohne Berührung in einer Entfernung von zwanzig Schritten nicht anstecken.

Die Ansteckung vermittelt der Berührung des Pestgifts geschieht:

1) Indem kranke Thiere mit gesunden auf Wegen, in Ställen, oder auf Weiden zusammen kommen. Dies ist der häufigste und gefährlichste Fall; man muß daher Sorge tragen, daß kein krankes Thier unter eine Herde komme.

2) Indem Menschen, Thiere und Sachen, an denen Pestgift haftet, mit gesunden Thieren in Berührung.

rührung kommen und die Pest verschleppen. Verschleppt wird die Pest von einem Stalle, von einem Orte zum andern.

a) Durch die Viehbesitzer, die in die kranken Ställe gehen, und das Gift an ihren Händen und in ihren Kleidern dem gesunden Viehe unwissend mitbringen.

b) Durch Viehhändler, Schlächter und Juden, die aus ansteckenden Orten kommen.

c) Durch die um solche Zeit herumstreichenden Quacksalber, die von dem kranken Viehe zu dem gesunden kommen, um ihm vielleicht Vorbeugungsmittel einzugeben.

d) Durch Knechte und Mägde, durch Fuhrleute und Reisende aus ansteckenden Orten.

e) Durch Hirten und Abdecker, die zu krankem und gesundem Viehe gehen.

f) Durch Bettler und Landstreicher, die oft in Ställen übernachten.

g) Mit rohen Häuten, Hörnern und Klauen vom Rindviehe, das die Pest hatte.

h) Mit Heu, Stroh, Wolle, Kleidungsstücken, Lumpen, Wagen, Ackerbau- und Stallgeräthschaften aus ansteckenden Orten wird die Pest auch verschleppt.

Von der Zeit, daß ein Thier ist angesteckt worden, bis zu der Zeit, da es sichtbar krank wird, verstreichen sechs bis acht Tage; da man nun in sechs Tagen ein angestecktes Stück leicht bis dreißig Stunden Weges treiben kann, so kann die Pest leicht so weit unvermuthet gebracht werden.

Bei herrschender Pest geschehen viele Betrügereyen im Rindviehhandel, und man kann nicht vorsichtig genug seyn. In Ländern, denen sich die Pest auf dreißig oder weniger Stunden genähert

hat, muß man keinem Viehpasse trauen, und die Rindviehmärkte sind äußerst gefährlich. Sind in Ländern, denen die Pest auf funfzehn oder weniger Stunden nahe ist, freyer Viehhandel und Rindviehmärkte erlaube; so wird dadurch die Pest in diesen Ländern ohnfehlbar und weit und breit verbreitet.

Außerliche Kennzeichen der Rindviehpest.
 Die Krankheit fängt mit einem ungewöhnlichen Husten an. Das Thier wird oft nach einander von einem Schauer ergriffen, und die Hörner sind bald kalt, bald heiß. Es wird stiller, träger und schüchterner, hat geringe Freßlust, und viele wollen nicht saufen. Das Wiederkauen nimmt ab; die Kühe geben weniger Milch, schütteln den Kopf und knirschen manchmal mit den Zähnen; die Haare werden rau und borsten sich in die Höhe; die Augen haben ein eigenes gläsernes Ansehen. Das Thier krümmt sich oft, besonders bey dem Stallen und Misten; es stellt die Vorder- und Hinterfüße näher zusammen, und die Hinterfüße stehen auf den Spitzen; es ist im Anfange der Krankheit gewöhnlich verstopft, die meisten bekommen hernach den Durchfall wobey aashaft stinkender Mist abgeht. Am zweyten oder dritten Tage fangen Augen, Nase und Maul an zu fließen; der Ausfluß ist erst wässericht, hernach eiterartig, rosig und stinkend. Das Athemholen wird beschwerlicher, der Athem wird stinkend, das Thier ächzt und stöhnt, wird ruhig und stirbt. Einige springen oft auf, bezeigen sich wild und rasend, stoßen um sich, erheben sich auf die Vorderfüße, und sterben endlich unter fürchterlichem Brüllen, Schnauben, Stampfen und Zuckungen. Bey einigen dauert die sichtbare Krankheit nur vier und zwanzig Stunden; die meisten

meisten sterben am dritten, vierten oder fünften Tage, und nur wenige erleben den siebenten Tag.

Innerliche Kennzeichen. Oeffnet man die Thiere, so findet man den dritten Magen (Psalter, Buch, Löser) sehr angefüllt und hart. Schneidet man ihn auf, so findet man das zwischen seinen vielen Blättern befindliche Futter meistens so verhärtet und ausgetrocknet, daß man es zerreiben kann; nimmt man es heraus, so löset sich die innere Magenhaut ab, und man findet im Magen rothe und blaue, auch schwarze und brandige Stellen.

Herrscht die Pest dreßsig oder weniger Stunden Weges weit, so muß jedes Stück Rindvieh, das an einer Krankheit stirbt, geöffnet und der Psalter untersucht werden. Findet man zur Zeit der Pest verhärtetes Futter im Psalter eines geöffneten Thiers, so muß man annehmen, daß das Thier an der Pest krank und ansteckend gewesen ist.

Vorbeugungsmittel. Durch Arzeneyen bewirken wollen, daß Thiere, wenn sie von der Pest berührt würden, nicht angesteckt und krank werden sollen, ist unmöglich, und man kann sich auf gar kein Mittel verlassen.

Nähert sich die Pest auf dreßsig oder weniger Stunden, so ist Gefahr da, und jedermann muß die genaueste Aufsicht auf sein Rindvieh halten und krankes Vieh gleich der Obrigkeit anzeigen. Niemand kaufe Rindvieh von Viehhändlern oder auf Viehmärkten und lasse fremdes Rindvieh weder im Stalle, noch auf der Weide zu dem Seinigen kommen. Neu angekommenes Rindvieh stalle man zehn Tage lang besonders, um zu sehen, ob es auch gesund ist. Jede Gemeinde verfertige genaue Listen von allem ihr zugehörigen Viehe, befehle den Hirten, krankes Vieh sogleich anzuzeigen, und ver-

bielte ihnen, neu angekauftes zur Heerde kommen zu lassen, wenn es nicht zehn Tage ausgestallt gewesen ist.

Ist die Pest auf fünfzehn oder weniger Stunden nahe gekommen, so beobachtet jeder Hauswirth vorstehende Regeln um desto sorgfältiger; er läßt fremdes Vieh und fremde Menschen nicht in seine Ställe kommen, geht sparsam mit dem Futter um, und sucht sich auf den Nothfall einen Vorrath zu sammeln.

Jede Gemeinde bittet die Obrigkeit um Aufhebung der Viehmärkte, um Einschränkung des Viehhandels und um Theilung gemeinschaftlicher Huten und Weiden; sie setzt verständige Männer zu Hirten und gebietet ihnen, jedes kranke Stück gleich abzusondern; sie sucht ihr Vieh abgesondert zu halten, und läßt an jedem Tage durch ein Gemeinglied die Heerden, Huten und Weiden besichtigen und untersuchen.

Nähert sich die Pest auf fünf und weniger Stunden, so stallet ein jeder, wenn es möglich ist, alle sein Rindvieh auf, vorzüglich die trächtigen; er läßt das ausgetriebene Vieh nicht zum ausgestallten kommen; er läßt sein Rindvieh und seine andern Thiere nicht an einen angesteckten Ort kommen; er läßt fremde Menschen und Thiere und Sachen, die vergiftet seyn können, nicht in sein Haus, in seine Ställe und auf seine Weiden kommen; er und die Seinigen gehen in keinen angesteckten Ort und zu keinem kranken Viehe; er hält die genaueste Aufsicht auf sein Rindvieh, und sobald ein Stück nicht recht munter scheint, sondert er es gleich von dem gesunden Viehe ab und zeigt es der Obrigkeit an. Einer hält den andern zur Erfüllung dieser Pflichten an.

Jede Gemeinde hält die Listen von dem Rindviehe in der größten Ordnung; sie läßt Reihe herum ein
Ge.

meinslied den ganzen Tag Wache bey der Heerde halten, daß kein fremdes Vieh zur Heerde komme und hustendes Vieh sogleich abgesondert werde; sie verbietet, von dem Hofe, wo Rindvieh krank ist, Vieh zur Heerde zu treiben, und sollte in einem benachbarten Dorfe die Pest ausgebrochen seyn, so läßt sie das Vieh nicht austreiben und bewacht alle Wege und Stege.

Verhütung der Verbreitung der Rindviehpest. Das Todtschlagen der ersten kranken Thiere ist das erste und sicherste Mittel, der anfangenden Pest ein Ende zu machen. Sobald in einer Gemeinde ein Stück pestkrank ist, muß es an einem abgelegenen Ort getödtet und mit Haut und Haar verscharrt werden. Auch das mit demselben in Gemeinschaft gestandene Vieh, wenn es nicht über zehn Stück sind, muß getödtet werden: sind es mehr als zehn Stück, so werden sie in Haufen von zehn Stück vertheilt, und in besondere Ställe oder Weiden gebracht, und bricht die Pest unter einem Haufen aus, so wird er gleich getödtet. Die Grenzen der Gemeinde und alle Wege und Stege werden gesperrt und bewacht. In Ställe oder auf Weiden, auf denen krankes Vieh war, darf in den ersten sechs Wochen kein Rindvieh kommen. Der angestechte Stall und alle seine Geräthschaften werden durchgelüftet, gewaschen und gereinigt. Heu und Stroh, das in oder über dem Stall des kranken Thiers war, wird verbrannt, und der Mist wird tief verscharrt. Menschen, die mit kranken Thieren umgingen, dürfen nicht zu gesundem Viehe gelassen werden. Haus, Hof und Stall, wo das kranke Thier war, werden bewacht, und aller Aus- und Eingang ist verboten.

III. Ueber die rechte Bedeutung einiger Wörter, die oft unrecht verstanden werden.

(Fortsetzung.)

Loos ist der Antheil, der uns von einer Sache zufällt, um die wir mit einem andern oder mehreren spielen. In unserer Mark ist dafür das Wort Kavel im gemeinen Leben gebräuchlich. Ist ein Stück Land in mehrere Theile getheilt, wovon unter mehreren ein jeder eins haben soll, so sind dies Kaveln oder Loose. Wenn nun Zeichen gebraucht werden, welche die verschiedenen Stücke bezeichnen, und welche auf irgend eine Weise unbefehens gezogen werden, so werden auch diese Zeichen Loose genannt. Das Ziehen dieser Zeichen oder das Spielen mit denselben heißt loosen oder Kaveln; daher sagt man: ich habe ein gutes oder schlechtes Loos bekommen. Doch so weit ist dies Wort bekannt und keinem Mißverstände unterworfen; allein nun wird eine andere Bedeutung davon hergeleitet, welche nicht immer richtig verstanden wird, diejenige nämlich, wo es den Erfolg unserer Bemühungen, oder auch wohl unser ganzes Schicksal bedeutet. Der Mann hat ein schlechtes Loos, eine schlechte Versorgung erhalten, ein trauriges Schicksal gehabt. Wer schlecht handelt, bereitet sich immer ein schlechtes Loos. Die Tugend kann nie ein schlechtes Loos bekommen.

Muße. Dies Wort wird nicht gebraucht, wenn wir etwas müssen, oder wozu gezwungen sind. Es bedeutet eine Zeit oder einen Zustand, wo wir von unsern Berufsgeschäften frey sind. Wenn wir dann zu einer solchen Zeit auch eine andere Arbeit, etwa ein Lieblingsgeschäft verrichten, so können wir
immer

immer noch sagen, daß wir Muße haben; selbst ein solches Geschäft, oder was dadurch hervorgebracht wird, heißt dann ein Werk unserer Muße, oder wie man auch sagt, müßiger Stunden. Muße ist aber nicht mit Müßiggang zu verwechseln.

Niederträchtig, ein viel sagendes Wort. Einer guten Bedeutung ist es gar nicht fähig. Es ist also unrecht, wenn es für herablassend gebraucht wird. Es ist ein hübscher niederträchtiger Mann: für einen solchen Lobspruch wird man sich bedanken. Es ist ein schlimmes Wort, und zwar nicht bloß, wie man mehrere hat, die etwas verächtliches ausdrücken, daß man sagen könnte: er hat mich recht niederträchtig gemacht, wenn einer Böses von uns gesprochen hat. Nein, es ist ein überaus schlimmes Wort, fast das ärgste, was sich denken läßt. Von einem Menschen, den man niederträchtig nennt, hat man alles Böse gesagt, was man von einem Menschen sagen kann. Wie geht das zu? Wie wollen es zergliedern.

Eigentlich scheint es nichts anders zu bedeuten, als was sich niedrig trägt. So würde es sogar schlimm nicht seyn, und wenn es denn gar nur auf das Tragen des Körpers ginge, so könnte man es gut seyn lassen. In einigen Gegenden wird es vom Viehe gebraucht, und da geht es denn freylich nur auf den Körper desselben, weil wir beym Viehe nicht auf die Seele sehen. Die niederträchtigen Schafe, sagen die Schäfer, sind die besten, und die niederträchtigen Kühe sind milchreich, sagen die Hausmütter. Das ist wahr, wenn diese Art Vieh einen starken tiefhängenden Leib und kurze Beine hat, so ist es gewöhnlich nureich für die Haushaltung.

Aber

Aber nun von Menschen — da geht es auf die Seele, und eine niederträchtige Seele, die sich unter die Würd. der Menschheit herabsetzt, keine Menschenrechte achtet, keinen Menschenwerth kennt, keine Tugend schätzt, also ohne Gefühl, ohne Scham und Scheu lebt — o was kann Schlechteres seyn! Man kann niederträchtig handeln gegen sich selbst und gegen andere.

Gegen sich selbst ist man niederträchtig, wenn man auf seine menschliche Würde Verzicht thut, sich Mißhandlungen Preis giebt, sich wie ein Thier betrügt, oder sich eben so behandeln läßt, um Geld oder einen guten Willen zu erhalten; da man durch ehrliche und nützliche Arbeit sich ernähren könnte und sollte.

„Guten Abend, Gevatter! Seyd ihr doch so fleißig mit dem Spaten, und das noch so spät,“ sagte Christoph, als er aus der Stadt kam, zu Matthias.

M. Ja, man muß wohl, wenn man etwas zu leben haben will. Ihr laßt es ja sonst auch an euerm Fleiße nicht fehlen.

E. Freylich wohl nicht. Aber da komme ich jetzt vom Jahrmарkte, wo ich gesehen habe, wie manche Leute mit leichter Mühe und in kurzer Zeit viel Geld verdienen. In dem Wirthshause, wo ich eingelehrt war, befand sich ein Mensch, der recht närrische Künste machte. Er ließ sich ein Stück Geld zwischen den Füßen auf die Erde legen, bog sich rücklings mit dem Kopfe nieder, und langte das Geld mit dem Munde auf. Dann wickelte er sich wieder rücklings, den Kopf zwischen die Beine genommen, wie ein Knäuel zusammen, und ließ sich in der Stube umher krollern, daß ich dachte, die Rippen im Leibe müßten ihm zerbrechen. Er sprach
Feuer

Zeuer, schnitt Gesichter, und zwar so arg, daß es bald das Gesicht eines Schafes, bald eines Hundes zu seyn schien, und was dergleichen tolles Zeug mehe war. Ein jeder gab dem närrischen Kerl Geld, und er kriegte so viel zusammen, als wir beyde vielleicht kaum die ganze Woche über mit unserer sauren Arbeit verdienen können.

M. Das mag seyn! ich bleibe doch bey meinem Spaten und bey meinem Pfluge; das ist eine ehrliche und nützliche Arbeit; dadurch helfe ich dem lieben Gott Früchte aus der Erde bringen, bin sein Mitarbeiter, daß Menschen und Vieh ernährt werden. Wenn ich denn auf meinem kleinen Acker, oder in meinem kleinen Garten sehe, wie alles so herrlich stehet, wenn die liebe Sonne darauf scheint, oder ein Regen es erfrischt hat: so werde ich so froh und denke: dazu hast du auch geholfen, daß es so schön und anmuthig aussieht, wo sonst Dornen und Disteln wachsen und Schlangen und Kröten ihren Aufenthalt haben würden. Dann, Christoph, komme ich mir so groß vor, wie die vornehmsten auf der Erde; ich glaube, ich fühle es dann recht, daß ich Mensch bin, das erste Geschöpf der Erde, zu welchem Gott einst sprach: Bauet die Erde, und machet sie euch unterthan! Wenn ich alt werde, und nicht viel mehr thun kann, werde ich mir noch viel damit wissen und mich darüber freuen. Aber jene Menschen, von denen ihr erzähltet, was thun sie denn, das irgend einem Geschöpfe auf der Welt Nutzen bringen könnte? Sie machen ihren Leib zum Scheusal und schänden die schöne menschliche Gestalt, die ihnen der Schöpfer gegeben hat. Dazu verdrehen sie sich schon in der Jugend die Glieder, die sie zu nützlichen Arbeiten gebrauchen sollten. Wenn jemand noch keine Menschen gesehen hätte,

und

und sähe solche Geschöpfe mit ihren Grimassen zum erstenmal, und man sagte ihm dabey: das sind Menschen; was müßte der denn von uns denken. Mein, das ist schändlich, recht eigentlich niederträchtig.

E. Ja wohl, der Meinung bin ich auch. Die meisten in dem Wirthshause konnten die Streiche des narrrischen Menschen aus vollem Halse belachen; mir ging es aber nahe, daß ein Mensch sich so verdrehte und andern zum Spektakel diente. So kann ich auch nicht ohne heimlichen Verdruß den Tagedieb, Schlechtmann, betrachten, der sich von dem reichen Fermer füttern läßt, ob er gleich seine gesunden Glieder hat, und sogar recht nützliche Sachen gelernt haben soll. Wie schlecht macht sich der Mensch. Fermer, der auch nicht Lust hat, etwas Nützliches vorzunehmen, vertreibt sich die müßigen Stunden mit ihm und braucht ihn zum Narren. Besonders treibt man es arg mit ihm, wenn Gesellschaft da ist. Er wird recht läppisch ausgepußt, muß Affenkünste machen, wie ein Pudel apportiren, und was dergleichen mehr ist. Das thut er, weil er dafür etwas Gutes zu essen kriegt, ohne arbeiten zu dürfen. Unser Kantor sagte neulich auch davon und nannte sein Betragen niederträchtig. Es wäre traurig genug, setzte er hinzu, daß manche arme Menschen von ihren grausamen Herren so herunter gebracht wären, daß sie sich dergleichen Niederträchtigkeiten gefallen lassen müßten. Er erzählte dabey von einem Völkchen, ich glaube, in Afrika soll es wohnen, das so weit herunter wäre, daß es keinen Menschenwerth und keine Menschenrechte mehr konnte, alles Gefühl verloren hätte, und sich wie das Vieh im Stalle mißhandeln ließe. Kein Mann, wenn man ein solches Ge-

schöpf

schöpf noch Mann nennen kann, dürfte da ohne des Tyrannen Bewilligung heirathen. Erst müßte er einige tausend bunte Muschelschalen beysammen haben, die man dort statt Geld gebrauchen soll; dann müßte er diese dem grausamen Herrn bringen, und zwar nicht so, wie wir jemandem Geld zahlen, sondern er müßte dabey wie ein Hund auf allen Vieren hinkriechen. Dafür empfinde er denn ein Weib, die ein solcher Herr immer in großer Menge vorrätzig haben soll, wie wir die Schafe im Stalle. Mit diesem Weibe dürfte er zwar Kinder zeugen, aber solche nicht als die seinigen betrachten. Sie würden ihn weggenommen, verkauft, wie es dem Herrn gefiele. Ja er selbst müßte sich mißhandeln, peitschen, verstümmeln, oder gar mit vielen seiner Elendsgenossen Schockweise verkaufen lassen an Schiffer, die aus unserm Welttheile dahin kommen. Die Leute dieser Art wären auch so dumm und gefühllos wie das liebe Vieh, und zu nichts als schlechten und tückischen Streichen aufgelegt.

M. Ach Gott, was ist das für ein Elend! da weiß man ja nicht, was man am niederträchtigsten nennen soll, die unmenschliche Behandlung dieser Unglücklichen; oder die nichtswürdige Denkungsart, die dadurch bey ihnen hervorgebracht wird. Was sind wir doch dagegen glücklich. In unserm Lande hat doch ein jeder sein Recht, der Geringste sowohl, als der Bornehmste, und wer sich ordentlich aufführt, hat seine Ehre, die ihm kein Mensch rauben darf. Hier darf man sich freuen, ein Mensch zu seyn, weil man als Mensch behandelt wird. Der muß durch sehr schlechte Exempel verdorben seyn, der bey uns niederträchtig handelt.

E. Ja, und doch habe ich noch neulich so etwas von einem gewissen gehört, den wir beide recht gut kennen, was ihr gewiß auch niederträchtig nennen werdet. Er wurde durch die dritte, vierte Hand aufgefordert, ein falsches Zeugniß abzulegen wider einen Mann, der ihm viel Wohlthaten erwiesen, ihn in der Jugend eine Zeitlang ernährt, ihn zur Schule gehalten und ein Handwerk lernen lassen. Es betraf jetzt einen Prozeß, wodurch sein Wohlthäter einen großen Theil seines Vermögens verlieren konnte. Er ließ sich durch Versprechungen verblenden, legte nebst noch einem andern einen falschen Eid ab, und sein Wohlthäter, der rechtschaffene Mann verlor. Dabey möchtetet ihr nun wohl denken, daß dem Bösewicht seine Unthat nachher leid gewesen wäre: Nein, er ist so weit über Ehre und Schande hinweg, daß er dazu lacht, wenn die Leute davon sprechen, ja mancher schlechten Streiche rühmt er sich selbst.

M. Das ist schrecklich! Neben dem Meineide noch eine solche Niederträchtigkeit! Ich würde mich schon niederträchtig nennen, wenn ich ohne einen falschen Eid zu schwören, einen Menschen in Schanden und Unglück stürzen sollte, der mir keine Wohlthaten erwiesen, sondern mich wohl gar beleidigt hätte. Ich erinnere mich, daß unser Prediger neulich in der Kinderlehre das auch so nannte, indem er sagte: seinem Beleidiger vergeben und seinem Feinde wohlthun, das sey großmüthig und das Gegentheil niederträchtig.

IV. Die Kumsfordische Kost.

Unter diesem Namen lesen wir jetzt in den öffentlichen Blättern Nachrichten von einer Speise, womit sich Unbemittelte auf eine wohlfeile Weise sättigen können, und die dabei schmackhaft, nahrhaft und der Gesundheit zuträglich ist. Der Erfinder ist der edle Graf Kumsford, Geheimrath und Generallieutenant in bayerischen Diensten, der den Gebrauch dieser Suppe zuerst in München bey den dortigen Armenanstalten eingeführt hat. Wir lesen, daß sie nicht nur von einzelnen Personen zu ihrem kleinen Familien-Bedarf mit Vortheil zubereitet werde; sondern daß man auch in öffentlichen Armenanstalten mit dem besten Erfolge Gebrauch davon mache; ja daß in manchen Städten Speisewirthe sie in großen Quantitäten bereiten, Portionenweise verkaufen, und begüterte Menschenfreunde sich finden, welche sie auf ihre Kosten mehreren Armen reichen lassen. So ist in London eine eigene Suppenbrauerey angelegt worden, die ein gewisser Hillger auf Subscription errichtet hat. Wer eine halbe Guinee (3 Rthlr. 2 Gr.) unterzeichnet, erhält dafür eine Anzahl Freybilletts (auf etliche achtzig Portionen) auf deren Vorzeigung jeder zur gesetzten Stunde ein Quart dieses nahrhaften Breyes erhält. Hillger liefert die Gallone oder vier Quart derselben für einen halben Schilling (3 Gr. 6 Pf.) womit sich vier erwachsene Menschen einen Tag lang ernähren können. Durch diese wohlthätige Anstalt ist in dem harten Winter von 1798 bis 99 vielen hundert Menschen das Leben gestiftet worden. Die Sache verdient gewiß auch in großen Städten in Deutschland nachgeahmt zu werden. Wir dürfen nicht zweifeln, daß es

auch unter uns nicht an begüterten Menschenfreunden fehlen werde, welche für manche ihrer dürftigen Mitbürger großmüthig beitragen, und zuweilen das Geld, was zu entbehrlichen Vergnügungen bestimmt war, anwenden werden, Hungerige zu speisen.

Die Ingredienzien, woraus diese Suppe besteht, und die Art, wie sie zubereitet wird, sind schon bekannt. In London werden zu 100 Gallons (400 berlinische Quart) genommen: 64 Pfund Rindfleisch, 128 Pfund Rindsknochen, 46 Pfund Erbsen, 30 Pfund Schottischer Gerste (vermuthlich zu Graupen gemacht) 24 Pfund Zwiebeln, 8 Pfund Salz und 10 Unzen schwarzen Pfeffers.

Doch diese Stücke sind zum Theil von der Art, daß sie nur in großen Städten immer zu haben sind, oder nur in großen Speiseanstalten mit Vortheil zu gebrauchen sind, wie z. B. die Rindsknochen, zu deren Zerkochung eigene Geschirre gehören. Es wird also gut seyn, die Zubereitung dieser Speise so anzugeben, wie sie ein jeder, sowohl in Städten als auf dem Lande, auch in kleinen Portionen für seine Haushaltung zubereiten könne.

Schätzbar ist der Versuch, den man damit in Neuruppin angestellt hat, und der vollkommen der Erwartung gemäß ausgefallen ist. Ein dortiger Prediger hat davon eine Nachricht bekannt gemacht, die dem Wunsche desselben gemäß, den Gebrauch dieser nützlichen Erfindung allgemeiner zu machen, hier mitgetheilt wird.

Nachricht von einer wohlfeilen, gesunden und nahrhaften Speise für einen jeden, dem der jetzige hohe Preis der Nahrungsmittel seinen Unterhalt erschwert.

„Es wird gewiß einem jeden (sagt der Verfasser) dem der jetzige hohe Preis der Lebensmittel lästig fällt, und besonders den Armen sehr angenehm seyn, zu vernehmen, daß ein Menschenfreund eine Speise ausfindig gemacht hat, welche so wohlfeil ist, daß man für ein geringes Geld (1 Gr. 6 Pf.) ohne auch nur noch Brod oder etwas weiters zu genießen, sich davon sättigen kann; so nahrhaft, daß zwey bis drey Pfund, deren der Mensch täglich zu seiner Sättigung bedarf, ihm alle Kräfte zur Arbeit geben können; so gesund, daß auch nicht der entfernteste Nachtheil für seinen Körper davon zu besorgen ist; und endlich so wohlschmeckend, daß sie mit einigen kleinen Abänderungen täglich, gern und ohne Ueberdruß genossen werden kann. Diese Speise hat ein gewisser Graf Rumsford in Baiern erfunden, und sie mit dem besten Erfolge schon seit einigen Jahren in einer öffentlichen Anstalt in München eingeführt. Auch die Armenanstalt in Hamburg hat diese Erfindung benützt, und im Jahre 1797 mit dem Gebrauch derselben für Kinder und Erwachsene in den dortigen so zahlreich besuchten Lehr- und Arbeitsschulen einen sehr wohl gelungenen Versuch gemacht. Die Zahl der Kinder und Erwachsenen, die täglich davon freywillig genossen, stieg bald von 12 auf 70, endlich 117 Personen, und sie würde sich noch vermehrt haben, wenn die Einrichtung der Arbeitsschulen es erlaubt hätte, mehrere zu speisen. Sie haben im Durchschnitt täglich jeder zwey Pfund davon gegessen, und die Portion hat täglich nur einen Schilling (8 Pfennige) gekostet. (Freylich verminderte der Gebrauch eines holzersparenden Kochofens, nach dem Modell des Grafen von Rumsford, die Kosten sehr). Diese Speise nun macht das ganze Mit-

tagessen derer, die in den Hamburgischen Arbeitsschulen gespeiset werden, aus, und es wird weder Brod noch sonst etwas dazu gegessen. Das Wohlbefinden der Kinder, die diese einfache Nahrung genießen und ihre Gesichtsfarbe hat die Zuträglichkeit der Speise außer allen Zweifel gesetzt, und es ist während des ganzen Jahres kein einziges Beispiel einer Unpäßlichkeit vorgekommen, welche der Diät zuzuschreiben gewesen wäre. Endlich hat der Verfasser dieser Nachricht selbst mit dieser Kost mehrere Versuche machen lassen, und einige Familien, denen er das Rezept dazu mittheilte, haben es ihm sehr gedankt und in demselben ein schmackhaftes Nahrungsmittel gefunden, von dem jede Person für ohngefähr einen Groschen Mittags- und Abendbrod, und alte und stillsitzende Leute den folgenden Morgen Frühstück haben konnten.“

„Er begnügte sich jedoch mit diesen Versuchen nicht, weil sie mit Familien angestellt waren, die zum Theil sitzende Arbeit treibende, alte kränkelnde Leute und Kinder enthielten. Er wünschte mit völlig gesunden, erwachsenen und schwere Arbeit verrichtenden Leuten noch entschiedenere Proben zu machen, und dazu waren ihm der um das Wohl der von ihm Befehligen so sehr verdiente Kommandeur des hiesigen hochlöbl. Prinz Ferdinandschen Regiments, der Herr Oberste von Tschammer, und der Herr Regimentschirurgus Ziebing, der ebenfalls das Gemeinnützige gern befördert, behülflich. Der letztere fällte schon im voraus über die Bestandtheile der vorgeschlagenen Kost und ihre Mischung, als Arzt das günstigste Urtheil, und machte die erste Probe mit sieben wieder genesenen Soldaten im Lazareth, welchen genau nach der unten (unter Num. 1) folgenden Vorschrift die Speise, die zusammen

sammen nur auf 4 Gr. 6 Pf. zu stehen kam, zugerichtet wurde. Diese Leute fanden die Speise schwachhaft und aßen sie mit Appetit; nur zur Sättigung für den Mittag, den Abend und den folgenden Morgen genügte ihnen die Quantität nicht."

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

V. Nützliches Allerley für den Bürger und Bauersmann.

1) Bey der jetzigen Theurung des Getreides wird es nicht undienlich seyn, folgendes ökonomisches Mittel: das Brod durch Absonderung des Mehls von der Kleye zu vermehren, welches schon im Jahre 1771 (da ebenfalls der Scheffel Roggen zwey Thaler und drüber galt) durch die berlinischen Intelligenzblätter bekannt gemacht wurde, jetzt zum Besten der Armen in Erinnerung zu bringen.

Man setzt die von dem Mehl, welches man zum Zeige anrühren will, abgesonderte Kleye in einem Kessel auf das Feuer, thut die Hälfte mehr Wasser hinzu, als nöthig ist, sie anzurühren, und läßt sie gut kochen. Die Mehlsheilchen, welche sich in der Kleye befinden, werden dadurch aufgelöst und geben eine Art dünnen Brey, den man durch ein Haarsieb gießt und hernach mit dem Brodteige vermischt. Aus verschiedenen Versuchen hat man gefunden, daß das Brod dadurch um den fünften Theil, und zwar ohne sonderlichen Verlust an Kleye, vermehret werde. Denn die im Siebe zurückbleibende Bulsterkleye, kann man im Backofen, nachdem das Brod herausgezogen worden, trocknen und zum Viehfutter anwenden, sich folg-

lich das Holz zum Kochen bezahlt machen und durch die aus der Kleye herausgezogenen Mehtheile eben so viel Brod mehr gewinnen, als wenn man die Kleye selbst, die ungesundes Brod giebt, zum Mehlteig genommen hätte. Der Zusatz von Kartoffeln oder Erbsen zum Mehlteige, wie auch, daß geschrotener Roggen ein gesundes Brod giebt, ist bekannt, nur nicht genug angewandt bey den jetzigen hohen Kornpreisen.

2) Der modrige Geschmack bey einigen Fischen liegt eigentlich nur in der Haut und dringt bey dem Kochen in das Fleisch. Fische aus stehenden Seen und niedrigen Teichen, verlieren diesen Geschmack ziemlich, wenn man sie ein paar Tage in einem Fischbehälter in fließendem Wasser aufbewahrt. Geschwinder geschieht es, wenn man sie in reines Brunnenwasser, darin etwas Küchensalz aufgelöst ist, setzt und darin herumrühret, und dies einigemal wiederholt, bis das Wasser nicht mehr schleimig wird. Auch glühende Kohlen in den kochenden Kessel gethan, helfen etwas. Karauschen behalten aber doch den widrigen Geschmack an ihrer Zunge.

3) Das Mehl wird vor den Milben bewahrt, und sie werden daraus vertrieben, wenn man in die Mehlkasten und Säcke mehrere frisch abgebrochene, vom Laube befreiete Ahornzweige, die zuvor einen halben Tag an der freyen Luft gelegen haben, hineinsteckt, und sie nach einiger Zeit mit frischen Zweigen verwechselt.

4) Wenn man über klein geseihtes Blei so viel Baumöl gießt, daß es ganz bedeckt wird, und es neun oder zehn Tage stehen läßt; so kann man damit allerley Eisengeräthe, das man vorher wohl ge-

gereinigt hat, überstreichen, und es wird lange Zeit vor Rost sicher bleiben.

5) Auf dem Lande kommt bisweilen der Fall vor, daß man geschwinde ein gerade geschnittenes Stück Glas nöthig hat. In Ermangelung eines Diamants oder auch scharfen Feuersteins kann man Glas auf folgende Weise zerschneiden. Man bindet einen in Terpenthin genetzten Faden, oder auch einen Schwefelfaden gehörig um das Glas, zündet ihn an, und löscht ihn nachher mit etlichen Tropfen kalten Wassers ab.

6) Der berühmte Apotheker Nyström hat Versuche gemacht, dem Ulmen - Eichen - Roth - und Weißbuchen - Ahorn - Birn - Sperberbaum - Nehlbaum - Eschen - Erlen - Birken - und Tannenholze, mit einer Eisenauflösung gebeizt, die Farbe von Mahagoni zu geben; worunter Ahorn - Birken - und Buchenholz, auf solche Art behandelt, dem Mahagoni am ähnlichsten ward. Sein dazu angewandter Bernsteinfirniß wird aus $\frac{1}{2}$ Pfund geschmolzenen Bernstein, $1\frac{1}{2}$ Pfund Leinölfirniß und 2 Pfund Terpenthinöl bereitet. Zum Leinölfirniß nimmt er ein Pfund gestosene und durchgeseibte Silberglätte, 2 Loth fein zerriebenen weißen Vitriol und 1 Quart Leinöl. Seine Eisenbeize bestehet aus 4 Loth Eisenfeilspähne und seine Blauholzbeize aus 4 Loth Blauholz, 2 Loth Alaun und 2 Loth fein zerriebenen Rothstein. Der Bernsteinfirniß dient auch acht vergoldete Meubeln damit zu überstreichen, da sie alsdann mit Weingeist und Seifenschaum, ohne Schaden der Vergoldung können abgewaschen werden. Sollen dergleichen Meubeln, z. B. Tischblätter sehr glatt und eben seyn; so müssen sie vorher mit Bimstein abgerieben werden, ehe man sie mit Firniß überzieht.

7) Die Schäfer im Magdeburgischen und Hamburgischen reiben den Räudefleck der Schafe bis zum Bluten, waschen ihn dann mit Urin und reiben gekauten Tabak in die Wunde ein. Dies ist freylich eine Palliativkur. Die Schäfer in der Mark lassen Tabakstrippen von den Tabakspinnern, bis zu einem dicken Entrop einlochen und beschmieren damit den aufgekrakhten Räudefleck. Dies Mittel ist probat, wenn es gleich anfangs bey der ersten Spur, ehe die Räude weiter ansteckt, angewendet wird.

8) Die Samenknoten der Kartoffeln werden, wenn sie noch grün sind, erst in gutes Baumöl und hierauf in starke Salzlase gelegt, dann in Wein- oder andern guten Essig, mit einigem hinzugefügten Gewürze, bey mäßigem Feuer gekocht, dann zum Gebrauch in wohl verwahrten gläsernen Gefäßen aufgehoben und als Oliven gegessen.

9) Die Regenwürmer (Pierase) werden in den Gärten vertilgt durch geschabte oder geriebene und in die Fußwege gestreute Möhren. — Sonst dienen zerquetschte Regenwürmer auf Querschungen und sonstige Verletzungen am menschlichen Körper, sogleich und so oft wiederholt gelegt als die ersten auf der Wunde trocken werden, zur augenblicklichen Stillung der Schmerzen und schnellen Heilung. Auch das Regenwürmeröl ist in diesen und andern Fällen von Nutzen.

10) Durch Kunst wird auf eine leichte und wohlfeile Weise sehr gesunde Luft bereitet, wenn man eine glühende eiserne Platte mit im Mörtel zerriebenem und in mäßiger Wärme sorgfältig abgetrocknetem Salpeter bestreuet.

11) Eine verschluckte und in der Gegend des Anfangs des Brustbeins stecken gebliebene Stecknadel,

nadel, ward durch halb bis anderthalb Zoll große Pillen von harter ungesalzener Butter in den Magen hinunter und dann durch verdünnten Salmiakgeist am fünften Tage durch den Stuhlgang krumm und verdünnt abgetrieben. — Ein mitten im Schlunde stecken gebliebener Fischkopf ward durch Del und das Verschlucken eines ungelauteten Stücks von einem derben Klose heruntergebracht.

12) Starker Kornbrandwein auf grob gestoßenen Ingwer gegossen, nach etwa sechs Stunden abgelaßt und mittelst wiederholt befeuchteter Kompressen auf den Magen gelegt, ist wider den Reichenhusten wirksam befunden.

VI. Anfrage wegen früher Erscheinung der Schwalben.

Sonntag am 30sten März, morgens zwischen 10 und 11 Uhr, an einem schönen heiterm Frühlingstage, habe ich auf freiem Felde eine Schwalbe gesehen. Sie flog mir so nahe und dabey so langsam, daß ich ganz deutlich erkennen konnte, daß es keine Ufer- oder Erd- sondern eine sogenannte Rauchschwalbe mit brauner Kehle war. Ich befand mich an einem Ufer, worauf noch viel Winterwasser stand; die Schwalbe flog an fünf Minuten darüber hin und her, wie sie gewöhnlich zu thun pflegt, um Insekten zu suchen; da hatte ich also doch gewiß Zeit, mich von der Richtigkeit völlig zu überzeugen. Indessen hat man mich, da ich nachher diese Erscheinung mehrmals erzählte, den Einwurf gemacht, daß nach aller Naturforscher Beobachtung die Schwalben vor der Mitte des Aprils in unsern Gegenden nie erscheinen. Ich frage daher

an,

an, ob an diesem oder etwa schon frühern Tagen von andern, die unter gleichem Himmelsstriche liegen, Schwalben gesehen worden sind? und bitte diejenigen, deren Studium Naturgeschichte ist, mich gütig zu belehren, ob diese frühe Erscheinung der Schwalben bey uns nicht auch in ältern Zeiten schon bemerkt und also richtig sey. Ich muß es glauben; sonst kann ich mir die Entstehung des alten Sprichworts nicht erklären: Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer.

Berlin den 31sten März 1800.

v. Seydlig.

VII. Wie erhält man, daß madiges Obst am Baum bleibt?

Man hat bisweilen einen jungen Apfel- oder Birnbaum, der die ersten Früchte zeigt, und es ist unangenehm, wenn diese ersten Früchte von den Maden zerfressen werden und unreif abfallen. Da mir dies auch begegnete, so nahm ich ein scharfes spitzes Messer und schnitt die Made heraus, wenn sie sich auch schon bis beynahe an das Kernhaus hinein gefressen hatte. Der Schnitt betrocknete, bekam wieder eine Haut, und das Obst blieb am Baum bis zur völligen Reife. Ich habe es mit Äpfeln und Birnen versucht, und es glückte mit beyden.

VIII. Ein guter Zunder.

Zur Ersparung der Lumpen, die von Tage zu Tage immer rarer werden, gebrauchte ich schon seit
einiger

einiger Zeit in meiner Haushaltung die Lichtschnuppen, welche in der Puschere zurück bleiben, und sonst von jedermann weggeworfen werden. Es ist dies ein vortrefflicher Zunder, der dem aus Lumpen gebrannten Zunder weit vorzuziehen ist, weil er jederzeit gut ausgebrannt ist, und auf den ersten Schlag Feuer fängt. Es wäre wohl zu wünschen, daß dieser unentgeltliche und ohne Mühe anzuschaffende Zunder in mehrern Haushaltungen gebraucht würde, weil dadurch eine sehr große Menge Lumpen erspart würde, woraus jährlich viele Ballen Pappier mehr gemacht werden könnten.

Reinike, Kaufmann in Rönneberg.

IX. Der zufriedene Bauer.

Was ist die Stadt und alle Welt,
Wenn man sich nicht vergnügt?
Was hilft uns alles Gut und Geld,
Wenn man das Feld nicht pflügt?
Wie kann man froh und lustig seyn,
Wenn man die Arbeit scheut?
Gebet und Arbeit nur allein
Giebt Herzensfröhlichkeit.

Dank meinem Vater in der Erd'!
Zur Arbeit zog er mich;
Der Pflug, der Acker und das Pferd,
Hans, sprach er, sind für dich.
Kaum sieben Jahre war ich alt,
Da pflügt' ich schon das Feld,
War froh und wuchs auch mit Gewalt,
Und mein war alle Welt.

Hoh, wie ich aus dem Bette sprang,
 Wenn mich der Vater rief;
 Sang oftmals meinen Morgensang,
 Wenns halbe Dorf noch schlief;
 War rasch, war munter und war flink,
 Wie kaum der Grobknecht war,
 Der siebzehn Thaler Lohn empfing
 Am Gallustage baar.

Hätt' mich in Hals hinein geschämt,
 Um drey nicht aufzustehn.
 Nur fünfmal hab' ich mich gegrämt
 Sonn'außgang nicht zu sehn.
 Wann's trübe war, ging's zwar nicht an,
 Ich aber war doch da:
 Kurz, der war immer nicht mein Mann,
 Der sie nicht kommen sah.

Nu aber bin ich auch ein Kerl,
 Der was im Dorfe gilt.
 Gewachsen, wie im Busch die Eul',
 Rasch, wie im Busch das Wild;
 Und hab' ein Weib, wie's in der West
 Kein Huntmann haben kann.
 Das dank' ich Pflug, Sebet und Feld!
 Ich Hand, ich bin ein Mann!

X. Wie zieht und erhält man gutes Vieh, besonders gesunde und dauerhafte Pferde.

(Zum Januar 1800 S. 34.)

Auf gutes und gesundes Vieh, besonders auf
 starke und dauerhafte Pferde, kommt bey der Land-
 wirthschaft ungemein viel an, und wenn der Bauer
 damit

damit oft unglücklich ist, muß er nicht selten Haus und Hof andern überlassen. Wie fängt man es aber an, um gutes gesundes Vieh und vornehmlich gute dauerhafte Pferde zu haben? Das ganze Geheimniß bestehet in der Beobachtung folgender vier Regeln.

1) Man halte nie mehr Vieh, als man gut abwarten kann, und wozu man reichliches Futter hat. Viele Landwirthe wollen nicht nur gern gutes und schönes, sondern auch viel Vieh haben; aber viel und gut ist, wie die Alten sagten, selten bey-sammen. Aus ihrem Viehe kann bloß um deswillen nichts werden, weil sie immer mehr halten, als sie im Winter reichlich ausfüttern können. Nimm nun das Futter gegen das Frühjahr ab, so schneiden sie es dem Viehe so knapp zu, daß es nie mehr satt werden kann, und damit wird der Grund zu allen Krankheiten gelegt, so daß fast kein Frühjahr kommt, worin sie nicht etliche Stück verlieren, oder wenn sie es auch mit Mühe erhalten, daß sie doch den ganzen Sommer über kaum den halben Nutzen davon haben.

In der Wirthschaft müssen Pferde, Ochsen, Kühe, Schafe und Schweine gehalten werden. Jedes dieser Thiere will wohl abgewartet und ordentlich gefüttert seyn, wenn es in einem gesunden Zustande bleiben soll. Man muß sie gerade mit dem Futter nähren, was ihnen die Natur zu jeder Jahreszeit bestimmt hat. Im Sommer lieben sie das grüne Gras; im Herbst vorzüglich Garten-gewächse und gelind bittere Kräuter; im Winter gutes Heu und Stroh, nebst etwas Körnern und Rüben und Kohlkräutern; im Frühlinge hält ihr Geschmack das Mittel zwischen durren und grünen Sachen, aber ein zu schneller Uebergang vom trock-

nen

nen zum grünen Futter ist ihnen äußerst schädlich. Das grüne Futter muß daher im Anfange mit geschnittenem Stroh vermengt werden, bis sie dessen gewohnt sind. Eben so verschieden sollte auch, so viel möglich, das Futter nach der Witterung eingerichtet werden. In der Masse gehört dem Viehe Heu, gedörrte Sachen, Kleie und gewürzhafte Pflanzen, in der Hitze saure Gewächse, und in der Kälte Körner. Ein kluger Bauer muß das alles genau wissen, und wenn er seine Fütterung darnach einrichtet, wird er immer schönes und gesundes Vieh haben.

2) Man ziehe sich sein Vieh, wenn es möglich ist, selbst an. Kauft man es auf den Märkten, so ist es ein bloßer Glücksfall, wenn man ein gesundes und gutes Stück Vieh erhält. Jeder, der Vieh zum Verkauf auf die Märkte bringt, nimmt dazu gewöhnlich nur das Beste, das schon Krankheiten und Fehler an sich hat, füttert es etwas heran, damit es einiges Ansehen erlangt, und ist froh, wenn er es einem andern anschnüren kann. Die wenigen guten Stücke sind selten herauszufinden. Was besonders die Roßtäuscher bey dem Pferdehandel für Betrügereyen zu spielen pflegen, ist eine bekannte Sache. Daher kommt es, daß so viele fehlerhaftes und ungesundes Vieh vom Markte mit nach Hause bringen, wovon sie wenig oder gar keinen Nutzen haben, oder es gar bald krepiren sehen müssen.

Man muß aber auch auf die Fütterung und Wartung des jungen Viehes die größte Sorgfalt wenden, so wird es nicht nur gut und stark, sondern läßt sich auch bey fortwährender guter Pflege leicht gesund erhalten. Hierin versehen es aber freylich sehr viele Bauersleute. Sie wollen durch
Ab.

Absetzen des jungen Viehes ihren Viehstand ergänzen und vermehren; aber sie behandeln es nicht so, daſs sie daraus gesundes, starkes und dauerhaftes Vieh erziehen können. Sie verlieren daher das meiste wieder an Krankheiten.

Was nun insbesondere die Pferde anbetrifft, so kann freylich nicht jeder Landwirth an einem jeden Orte eine Pferdezucht anlegen, weil nicht jeder Ort dazu geeignet ist, und die dazu nöthige Weide hat. Wer sich in diesem Falle befindet, wird aber immer besser thun, wenn er aus solchen Gegenden, die eine gute Pferdezucht haben, sich ein bis zwey jährige Fohlen holt, um sie vollends zu erziehen, als wenn er seine Pferde auf den Jahrmärkten kauft, und von den Pferdehndlern vielfältig betrogen wird. Er wähle ein Fohlen, das einen schädlichen Kopf, schmale nahe zusammenstehende Ohren, einen oben dünnen und gekrümmten Hals mit guter Mhne, feurige Augen, starkes Kreuz, breite Brust, dicke Oberschenkel und dünne Fuſe, einen schwarzglänzenden Huf ohne Fehler und einem vollen Schweif hat. Muſs er auch einige Thaler mehr geben, so wird er doch gewiſs dabey besser fahren, wenn er aus demselben sich ein tüchtiges Pferd zuzieht, das er viele Jahre nutzen kann, als wenn er auf den Märkten alte fehlerhafte Pferde kauft, die ihm bald wieder umfallen, oder die er bald zum Abdecker führen muſs.

3) Man ftttere, pflege und warte sein Vieh, besonders die Pferde gehörig, wenn sie gesund und dauerhaft seyn sollen. Hat man ein gutes Fohlen, so ftttere man es im Stalle mit gutem Hafer und sehr fein geschnittenem Gerst von Roggen- und Weizenstroh, darneben im Sommer abwechselnd mit Heu, Gras und Wicksutter; denn bey der Stall-

fütterung und gehörigen Wartung wird es ein weit stärkeres Pferd werden, als wenn es auf der Weide bleibt. Um die jungen Pferde dafür zu bewahren, daß sich bey dem harten Winterfutter nicht Unreinigkeiten bey ihnen sammeln und sie die Drüse oder den Kropf bekommen, gebe man ihnen im Herbst eine Zeitlang eine Handvoll in kleine Würfel geschnittener Mohrrüben an jedes Futter; auch den alten Pferden sind die Mohrrüben gesund.

Kein Thier will aber ordentlicher als das Pferd gefüttert seyn. Nie muß man ihm die Krippe oder Kause zu voll geben, sondern auf einmal nur etwa den dritten Theil seines bestimmten Futters und erst, wenn dieses rein ausgesessen ist, wieder einen Theil und hernach den letzten geben. Und so muß es einmal wie das andere seyn, wenn man die Pferde nicht selbst durch unordentliche Fütterung krank machen will. Auch das beste Heu, wenn es allein gefüttert wird, macht die Pferde mit der Zeit saul und träge, und sie werden davon dickbäuchig, weil sie dabey viel saufen. Gut eingebrachtes und weich gedroschenes Weizen- und Gerstenstroh unter das Heu gemengt, ist das gesündeste Futter. Legt man das Stroh gleich nach dem Dröschon über das Heu, so bekommt es dadurch einen guten Geruch, und man kann das Gemenge immer einige Tage voraus machen, so wird es noch mehr von diesem Geruch durchzogen, und die Pferde werden ein solches Futter nie versagen.

Man gebe den Pferden rechten guten reinen Hafer, den man zuvor auf dem Boden ausgesiebet hat. Zu dem unreinen herausgesiebten Futter hat der Landwirth immer noch Fresser genug auf dem Hofe, warum sollte er den Pferden so unreines Futter geben, wovon sie so leicht krank werden

den können. Auch ist eine Meße von solchem reinen Hafer vielleicht so gut und besser als zwey Meßen von dem sogenannten Futterhafer. Wenn Pferde im Winter wöchentlich, wenn sie nur ein paar leichte Fuhren thun, zehn Meßen solchen guten Hafer zum Angemenge, aber darneben reichlich Heu und Stroh und noch ein Bund getrocknete Wicken unter den Herd bekommen, so werden sie dabey muthig und bey Leibe bleiben. Erst gegen das Frühjahr, wenn mehrere Arbeit kommt, muß das Angemenge vom Hafer verstärkt werden. Aber pünktlich muß diese Fütterung einen Tag wie den andern seyn. Nie müssen die Pferde über die Futterzeit getrieben, und wenn eine Fuhre weit ist, muß auch das Mittagsfutter mitgegeben werden. Das ist die wahre Kunst gesunde und dauerhafte Pferde zu behalten. Ein einziger Tag, an welchem sie übertrieben werden, und nicht zu rechter Zeit ihr Futter bekommen, macht sie auf etliche Wochen zur Arbeit untüchtig.

Eben so sorgfältig müssen die Pferde auch mit dem Tränken in Acht genommen werden. Hat man einen Bach oder Fluß in der Nähe, so lasse man sie im Sommer zur Tränke reiten; denn das Flußwasser, welches sich wegen seines beständigen Zu- und Abflusses beständig erneuert, ist das gesündeste Getränk für das Vieh. Der Brunnen im Hofe sey noch so gut, so hat er doch nur aus seiner Quelle Zufluß und keinen Abfluß, und wenn nicht fleißig geschöpft wird, wird das Wasser schlammicht, und mithin ungesund. Der Brunnen muß daher allemal im Herbst bis auf den Grund gereinigt werden, damit das Vieh im Winter reines Wasser habe; denn alles stehende Wasser wird faul und ungesund. Die Pferde besonders be-

kommen davon das Bauchgrimmen und die Heisteln; daher lehrt sie die Natur nicht alles Wasser saufen, was man ihnen vorhält.

Man glaube, daß die Pferde darum am liebsten aus einem Bache oder Flusse saufen, weil sie da trübes Wasser haben können. Allein man gebe nur auf die Pferde Acht, ob sie nicht erst saufen, ehe sie das Wasser auftreiben und mit den Füßen stampfen. Dieses thun sie, weil sie Lust haben, sich im Wasser abzukühlen; alsdann reite man sie tiefer hinein, bis das Wasser an den Bauch und etlichemal herumgehet. Dies hat den Nutzen, daß die Füße, die erhist oder verunreinigt worden, wieder abgekühlt, gereinigt und gesund erhalten werden. Die Pferde täglich in die Schwemme zu reiten, wird daher auch bey Kutschpferden, die nicht oft aus dem Stalle kommen, für nöthig gehalten.

Ein wichtiges Erforderniß zur Erhaltung der Gesundheit der Pferde ist die Reinlichkeit; denn wenn diese fehlt, so kann das Pferd, auch bey dem besten Futter, nicht gedeihen. Reinlichkeit und Ordnung muß man in seinem Stalle halten, wenn die Pferde gesund bleiben sollen; denn Reinlichkeit und Ordnung ist bey den Thieren, sowohl wie bey den Menschen der erste Grund alles Wohlsseyns. Man sperre das Pferd in einen Stall, wo alles voller Staub und Spinnweben ist, die mit in das Futter kommen, und wo die Luft nicht rein erhalten wird; so muß es bald Hautgeschwüre und Brustkrankheiten bekommen, und die beste Fütterung gedeihet ihm nicht. Der Stall muß ein Fenster haben, um alle Unreinigkeiten sehen, und immer reine Luft einlassen zu können. Dabey ist fleißiges Striegeln und Putzen die Hauptsache; dadurch werden viel Unreinigkeiten weggeschafft, welche Haut-

krank-

heiten verursachen. Auch müssen die Beine fleißig um die Kothhaare gewaschen werden, damit darunter von den Unreinigkeiten keine Geschwüre entstehen.

Nichts ist unter unsern gemeinen Landwirthen gewöhnlicher, als daß diese Regeln, das Vieh und besonders die Pferde gesund zu erhalten, schlecht beobachtet werden. Wird ihr Vieh krank, welches so häufig der Fall ist, können sie kein junges Thier auf die Beine bringen, wollen die Pferde bey ihnen nicht stehen; so glauben sie, daß das nicht mit rechten Dingen zugehe, daß es ihrem Viehe von bösen Menschen angethan, und daß es bebert sey. Dann setzen sie ihr ganzes Vertrauen auf Kräutern und allerhand Gaukeleyen, wozu eigennützige Betrüger rathen, und lassen sich für ihr gutes Geld Arzeneyen verkaufen, die ihrem Viehe nicht nur nichts nützen, sondern sogar schaden. Verlieren sie wegen vernachlässigter Pflege und Wartung alle Jahre ein paar Stück junges Vieh, so lassen sie sich weiß machen, es liege bey ihnen unter der Schwelle im Stalle, und dann lassen sie wohl diese heraus nehmen und eine neue einlegen. Das traurigste ist, daß so lange sie diesen Aberglauben hegen, sie nie mehr Fleiß auf die Pflege ihres Viehes wenden. Beobachtet vorstehende Regeln, füttert euer Vieh gehörig, wartet und pfleget es sorgfältig; so könnet ihr allen Heckenmeistern Trost bieten; sie werden euerm Viehe nichts anhaben.

Noch eine Hauptursach, warum viele unserer Landwirthe so unansehnliche schwache und wenig dauerhafte Pferde haben, ist diese, daß sie die jungen Pferde, welche sie zuziehen, viel zu früh mit anspannen. Raum ist das Pferd zwey Jahre alt, so muß es schon heran, und ein dreijähriges Pferd

muß schon alle Arbeit mit verrichten. Soll ein junges Pferd stark und dauerhaft werden, so muß man ihm die gehörige Zeit zum Wachsthum lassen. Ist es zwey Jahre alt, so kann man es bey Zuhren an die andern Pferde mit anhängen, damit es sich gewöhne am Wagen zu gehen. Nicht eher als bis es drey Jahre alt ist, lege man ihm ein leichtes Geschirre auf, und lasse es zu halben Tagen neben den andern mit im Acker gehen, und erst nach völlig zurückgelegtem vierten Jahre kann man die ganze Arbeit von demselben fordern.

4) Ist dem Landwirth, der gesunde Pferde zu haben wünscht, eine kleine Kenntniß von den gewöhnlichen Krankheiten der Pferde und der rechten Behandlung derselben nöthig. Besser ist es freylich, wenn man seine Pferde vor diesen Krankheiten zu bewahren sucht, als wenn man immer an ihnen zu kuriren hat. Ein probates Mittel, alle Arten des Viehes gesund zu erhalten und vor Krankheiten zu bewahren, ist das Glaubersalz, welches jeder Landwirth immer in seinem Hause haben sollte, und welches in dem gemeinnützigen Volksblatt Januar 1799 empfohlen worden ist. Es ist, wie dort angemerkt worden ist, ein wohlfeiles Mittel, wovon das Pfund kaum funfzehn Pfennige kostet. Dabey kann man alle Drusen- und andere Pferdepulver entbehren. Dieses Salz ist ein vortreffliches Mittel, zu verhüten, daß sich bey den Pferden keine Unreinigkeiten sammeln, woraus hernach im Frühjahr Druse, Kropf und allerhand Geschwüre entstehen. Man giebt jedem Pferde im Herbst und sonderlich gegen das Frühjahr von diesem Salze, wenn es noch feucht und zusammenhängend ist, vierzehn Tage hinter einander täglich acht Loth, wenn es aber trocken und in Pul-

Pulver zerfallen ist, vier Loth, und streuet jedesmal etwas davon unter das Futter. Die Pferde fressen es gern. Am Ende kann man auf einmal ein Viertelsfund geben, daß sie purgiren, wie es denn überhaupt bey jeder Krankheit, wo das Purgiren nöthig ist, das beste Mittel ist, da man es denn im Winter aufgelöset in einem Trank giebt.

Noch ein gutes Mittel die Pferde im Frühjahr zu reinigen ist dies, daß man sie, so bald es seyn kann, auf das Gras bringt, erst nur eine Viertelstunde lang, nach und nach immer länger. Sie müssen aber vom Grase nicht satt werden, denn sonst will ihnen das harte Futter im Stalle nicht mehr schmecken. Dies wird allemal bessere Wirkung thun, als alles Drusenpulver, und viel dazu beitragen, die Pferde gesund zu erhalten.

Von den gewöhnlichen Krankheiten der Pferde und ihrer rechten Behandlung wollen wir nächstens einen kurzen Unterricht mittheilen.

XI. Ueber den vortheilhaften Anbau des Timotheigrases auf Moorboden.

Die Vermehrung des grünen oder trocknen Viehfutters bey einer Landwirthschaft ist ohnstreitig eine der wichtigsten Verbesserungen, die man dabey nur immer vornehmen kann. Sie eröffnet dem Landwirth die Quelle, aus der sich allein hinlängliche Düngung für seine Felder, und also reiche Getreideerndten mit Bestande schöpfen lassen.

Bey der so großen Verschiedenheit des Bodens, bey der noch immer sehr unbestimmten Bedeutung vom guten, mittlern und schlechten Boden darf man sich nicht wundern, wenn das Urtheil der prak-

tischen Oekonomen über den vortheilhaften Anbau gewisser Futterkräuter und Gräser auch eben so verschieden ausfällt, wenn ein und dasselbe Gras von dem einen sehr gepriesen und von dem andern verachtet wird.

Ich habe mir es daher zum Grundsatz gemacht, alle meine Versuche erst im Kleinen anzustellen und zu beobachten, in wiefern der Anbau für mich auf meinem Lande nützlich ist. Die Versuche im Kleinen gelingen zwar gewöhnlich, weil sie mit vieler Genauigkeit angestellt werden, die man bey der Ausführung im Großen nicht immer anwenden kann. Der Schluß vom Gelingen im Kleinen auf das Gelingen im Großen ist daher nicht immer richtig: wohl aber kann man sich mit ziemlicher Sicherheit einen unglücklichen Erfolg versprechen, wenn der kleine Versuch nicht gelungen ist. Es ist daher Pflicht des Landwirths, der andern durch seine Erfahrungen nützlich seyn will, nur dann erst etwas öffentlich anzupreisen, wenn der Versuch im Großen gelungen ist. Dies kann ich mit dem Timotheigrase, dessen Anbau ich den Landwirthem empfehlen will, welche moorichte schlechte Wiesen oder Hütungsplätze von der Beschaffenheit besitzen, daß sie durch Abzugsgräben so weit ausgetrocknet werden können, daß man sie pflügen und eggen kann.

Das Timotheigras, Wiesenlieschgras (*Phleum pratense*) hat viele Varietäten, welche indessen in Ansehung der Struktur der Kolben und Blumen so weit mit einander übereinkommen, daß kein wesentlicher Unterschied daran zu entdecken ist. Die hohe oder niedrige Lage, Trockenheit oder Nässe, fette oder magere, derbe oder lockere Beschaffenheit des Bodens sind wohl die Hauptursachen, wodurch die Ver-

Verwandlung des einen in das andere bewirkt wird.

Die Wurzel ist fein fasericht, oben am Halse fleischig und knollig und perennirt. Diese faserichten Wurzeln laufen auf dem Fleck, wo es gesäet ist, so durcheinander, daß es nicht gut wieder zerstört werden kann. Die Salme, deren mehrere aus einer Wurzel entspringen, sind größtentheils aufrecht; bey mir erhielten sie die Höhe von drey Fuß, sie sind rund, platt und mattgrün, mit fünf bis sechs platten Knoten und eben so viel Blättern besetzt. Diese stehen wechselweise in einiger Entfernung horizontal, seitwärts gekrümmt, bandsförmig, zugespitzt und hellgrün. Wenn ein mit diesem Grase bestellter Wiesenfleck gut gedeihet und eine gewisse Höhe erreicht hat; so ist er bey dem ersten Anblick leicht mit einem guten Gerstensenfelde zu verwechseln. Die Kolbe ist walzenförmig, gerade, von verschiedener Länge, aus kleinen gedruckenen Blumenbüscheln zusammengesetzt. Der Same ist klein, und liegt fest in dem geschlossenen Bälglein von aschgrüner Farbe, der eigentliche Kern ist gelbbraun. Dieses Gras ist bey uns einheimisch.

Den ersten Versuch mit dem Anbau dieses Grases machte ich im Jahre 1793. Ich wählte dazu einen kleinen Fleck auf einer vormaligen nassen Hütung. Der Grund ist durchaus torfartig und schlechter Moorboden; die untere Erdschicht ist Muschelmergel und darunter Flusssand. Das Ganze hat alle Merkmale, daß es ehemals ein See gewesen, den die Natur nach und nach zu einem ziemlich festen Boden umgeschaffen hat. Bey nasser Witterung scheint er von einem festen Tritt sich zu bewegen, bey trockner hingegen ist er äußerst hart und zusammenhängend wie getrockne-

ter Torf. Im Winter quillt er bey offner Witterung schwammartig in die Höhe, bey gehöriger Feuchtigkeist ist er schmierig anzufühlen, und dann kann er leicht mit gutem schwarzen Boden verwechselfelt werden. Der natürliche Graswuchs ist äußerst schlecht, theils wegen der Bestandtheile, theils wegen der Lage, da er mit dem Rottesfließ fast in gleicher Waage liegt, und schon an der Oberfläche Grundwasser hat, ohne von dem Fließe überströmt zu werden. Indessen hat sich dieser Boden durch angebrachte Gräben ziemlich verbessert.

Ich ließ den Rasen abstechen und umlegen, da, wenn ich eigentliches Grabeland bewirken wollte, dieser Fleck durchaus regolet werden mußte; auch wurde kein Dünger dazu genommen. Der umgekehrte Rasen ward mit einer eisernen Harke gerade gemacht, und der Same dicht aufgesäet und eingeharkt, der nach acht Tagen gut aufging. Indessen entstanden kleine Erhöhungen und Vertiefungen, und die umgekehrten Rasenflecke waren in ihrer völligen Form sichtbar. Dadurch verlor sich der aufgegangene Same hie und da, und in den Zwischenräumen wuchs Unkraut auf. Ich ließ es ausjäten, weil ich den Samen vom Timotheigrase gewinnen wollte, und auch glaubte, daß es sich bestocken und die Zwischenräume ausfüllen würde. Beides ist gelungen, und dieser Fleck hat sich in der Folge jährlich sehr verbessert.

Im Jahr 1794 wählte ich eine andere Abtheilung dieses Bodens, ließ den Rasen abstechen und wegbringen, und den entblößten Boden pflügen und eggen. Doch versuchte ich es noch einmal, auch den Rasen wieder umlegen zu lassen; doch ließ ich ihn tiefer ausgraben, mit dem Spaten zerschlagen und mit der eisernen Harke durchrechen. Der im
Junius

Junius gesäete Same ging nach einigen Tagen auf; wegen des genommenen Pferdedüngers aber fand sich viel Unkraut, welches ich ausjäten ließ. Beide Flecke gediehen schon besser; der erste vorzüglich; doch entstanden da, wo der Rasen umgelegt war, wieder Lücken, und der Boden blieb durchaus holl oder hohl. Auf einem von den Arbeitern vor dem Besäen gemachten Fußsteige stand das Gras durchaus dicht und vortreflich. Ich ließ, um Samen zu gewinnen, den Fleck nicht eher abmähen, bis der Same reif war, und ich gewann vier Scheffel. Das Rindvieh fraß das trockne Stroh davon sehr gern.

Schon bey dem ersten Versuche beschloß ich eine neben dem Hütungsplatze belegene schlechte Wiese mit Timotheigrase zu besamen. Sie wurde im Herbst 1793 ausgerissen, und im Frühjahr 1794 mit Hafer bestellt, der ziemlich gut gerieth. Die Stoppeln wurden gleich umgestürzt, und im Frühjahr 1795 wurde nach einigen malen Pflügen und Eggen das Land klar und gut. Nachdem ich diese vier Morgen große Wiese mit kurzem Dünger übersahen, ihn unterpflügen und glatte eggen lassen, wurde der Same im Junius gesäet, eingeharkt und der Boden gewalzt. Der Same ging schön auf; das Gras wurde abgemähet und grün verfüttert. Zugleich ließ ich eine Abtheilung des Hütungsplatzes umgraben, und nach ausgestreuetem Grabe gleichfalls walzen. Dieser Fleck steht zwar besser, als die ersten Versuche waren, aber doch nicht so gut, als die aufgerissene Wiese, wovon wohl der Grund ist, daß diese etwas höher liegt.

Kann ich gleich die Menge des gewonnenen Grases nicht angeben, da es grün verfüttert und

zum Theil zum Samen stehen geblieben; so ist es doch gewiß ungemein zuträglich und verdienet mehr angebauet zu werden. Es ist sehr nahrhaft, erreicht die Höhe von zwey bis drey Fuß, und kann zwey bis dreyimal gemähet werden; auffallende Vortheile, die von den natürlichen Gräsern auf Moorboden nicht zu erwarten sind. Hierzu kommt, daß es ungemein bestaudet, und wenn es im ersten Jahre vom Unkraut rein gehalten wird, kein anderes Gewächs auskommen läßt und unzerstörbar bleibt.

Aus meinen Erfahrungen leite ich folgende Regeln für den vortheilhaften Anbau dieses Grases her. Moorboden, sobald er nur im Winter ganz unter Wasser steht, ist für dasselbe der zuträglichste und für den Wirth der vortheilhafteste; denn man kann diesen Boden nicht leicht höher nutzen. Auf den Flecken, wo ich meine wohl gelungenen Versuche anstellte, ist es im Herbst, Winter und Frühjahr, ja selbst im Sommer bey anhaltendem Regenwetter sehr naß. Solche Plätze können nicht vortheilhafter als durch den Anbau dieses Grases benützt werden.

Dergleichen Grundstücke können durch Abzugsgraben ihrer zu vielen Feuchtigkeit entledigt werden, daß man zu einer trocknen Jahreszeit sie pflügen und eggen kann. Am besten ist es, sie im Julius oder August aufzureißen, und im Frühjahr, so bald der Boden es zugebt, mit Hafer zu besäen. Desteres Pflügen und Eggen, wodurch das Land von Erdklößen und zaserigen Wurzeln, die man abhacken muß, befrehet wird, befördert das gute und gleiche Wachsthum dieses Grases, und man hat den Vortheil, daß die Wiese eine ganz gleiche Fläche bekommt, welches bey dem Abmähen nützlich ist.

Wer

Wer auf lange Zeit eine solche Wiese zu nutzen denkt, mache ja den Aufwand, den Boden tüchtig mit kurzem Mist zu düngen und diesen unterzupflügen; denn er bekommt zweymal so viel Heu und von besserer Güte, als er sonst darauf gewonnen hat. Sind die Furchen gleich geeget, so sät man den Samen so dicht als möglich. Auf dem Morgen kann man zwey Berliner Meßen nehmen, die etwa achthalb Pfund wiegen. Der Same wird sorgfältig von einander gezogen und eingeharkt, und alsdann mit einer recht schweren Walze gewalzt. Nach acht Tagen, wenn die Witterung gut ist, geht er auf, und wenn das Gras fünf bis sechs Zoll hoch ist, ist es Zeit das Unkraut auszurotten, nur die krautartigen Pflanzen, denn die feineren Grasarten werden bey dem Bestocken vertilgt.

Will man keinen Samen gewinnen, so lasse man es nur so weit wachsen, bis die Samenkapseln hervorkommen wollen; denn die Güte des Grases ist desto besser, und es gewinnt Zeit, wieder zum zweytenmal zu wachsen. Will man gleich im ersten Jahre Samen gewinnett, so kann man das Gras nicht vorher benutzen; ist das Stück schon ein Jahr benutzt worden, so kann man es vorher abmähen; doch muß man es nicht zu hoch werden lassen. Dies hängt indessen von der Witterung und von dem Boden ab.

Da das Pfund von dem Samen einen Gulden und darüber gilt, so ist es nöthig, nur mit einigen Pfunden den Anfang zu machen und den erforderlichen Samen selbst zu gewinnen, da sonst die Verbesserung kostbar werden würde. Die Einsammlung des Samens ist nicht mühsam, wenn man nur Acht giebt, wenn er anfängt, sich von den Kolben abzulösen, welches man leicht gewahrt wird,

wird, wenn man es täglich versucht und die Kolben durch die Finger streicht. Gehen sie gemächlich ab, so ist es Zeit sie abzunehmen, auf Scheunfluren zu trocknen und abjudreschen.

Bei meiner Stallfütterung füttere ich das Gras grün, und ich habe nur das, wovon der Same genommen worden, trocken den Kühen gegeben, und beides wird von ihnen gern gefressen. Auch die Schafe werden es als Heu gern fressen, da sie sehr lüstern nach dem grünen Grase sind. Aus der Struktur dieses Grases läßt sich abnehmen, daß es leicht zu Heu zu machen ist.

Was den innern Gehalt dieses Grases und seinen Einfluß auf das Vieh anbetrifft, so ist kein Abgang der Milch bei den Kühen verspürt worden, ohnerachtet sie vorher mit Brabander Klee gefüttert worden. Hierzu kommt, daß das Vieh es sehr gern frisst, selbst wenn es andere Gräser haben könnte; ein Beweis, daß es ihm auch gedeihet.

Daß der Auhau dieses Grases da, wo man mit dem Pfluge nicht hinkommen kann, kostbarer wird, ist natürlich. Wenn man aber mit vielem Graben zu Hülfe kommt, wird ein solcher Boden sich setzen und fest werden; denn schwimmende Jene sind durchaus dazu nicht anzuwenden. Könnte man nur mit der Hacke oder mit dem Spaten einen solchen Boden bearbeiten, weil man vielleicht die Kosten der Grabenziehung scheuet, so müßte man den Rasen so tief als möglich mit dem Spaten umlegen lassen, und abwarten, bis er verstockt ist. Alsdann müßte man ihn mit Hacken klein machen und mit eisernen Harken klar harken, dann den Samen säen und eintreten oder walzen lassen. Dies würde in diesem Falle die beste und wohlfeilste Bestellung seyn.

Noch

Noch bemerke ich, daß man dies Gras durchaus nicht so lange wachsen lassen muß, bis es sich lagert, denn ich habe gefunden, daß alle die Stellen, wo es sich gelagert hatte, aussauleten, so daß Lücken entstanden.

XII. Gries von Kartoffeln zu machen.

Man schält die rohen Kartoffeln ab, wäscht sie und schneidet sie in Würfeln oder Scheiben, und läßt sie in einem Backofen, wenn das Brod ausgezogen worden ist, trocknen, wobei es nicht schadet, wenn sie etwas bläulicht werden sollten. Nach dem Erkalten mahlt man sie auf einer Mühle, oder stößt sie im Mörser klein. Alsdann sondert man durch ein Sieb das Mehl von dem Gries ab; das erstere kann man zum Backwerk gebrauchen und der Gries ist, in Wasser, Milch oder Fleischbrähe gekocht, eine gute Speise.

Der sogenannte englische Geseegries, der seit einiger Zeit in den Berliner Zeitungen für vier Groschen das Pfund ausgebaut wird, ist nichts anders als Kartoffelgries, und wird auf folgende Art bereitet: Man kocht die Kartoffeln, doch so, daß sie nicht aufbersten, schält sie ab, schneidet sie in Scheiben, trocknet und mahlt oder zerstößt sie auf vorgeschriebene Art. Von einem Scheffel guter Kartoffeln, den man im Herbst gewöhnlich für 16 Gr. kauft, erhält man 20 Pfund Gries und darüber, so daß das Pfund etwa 9 Ps. zu stehen kommt.

XIII. Preisertheilung.

Die Märk. Oek. Gesellschaft hatte im September 1799 des gemeinnützigen Volksblatts bekannt gemacht, daß sie für diejenigen vier Schulknaben, welche im abgewichenen Winter das Spinnen erlernen würden, vier Preise, zusammen von 15 Thälern ausgesetzt habe. Nach dem Zeugniß des würdigen Predigers zu Döbriß und Jerbiß, Herrn Schulze, haben in diesen beyden Dörfern fünf Knaben das Spinnen erlernt und ein jeder eine Probe seines gesponnenen Garns eingeschickt. Die Gesellschaft beschloß bey ihrer letzten allgemeinen Versammlung den Preis unter diese Knaben zu vertheilen, und zwar folgendermaßen: 1. Karl Vogler, eines Scheundröschers Sohn, 7 Jahr alt, der das beste Garn, 12 Stück gesponnen hat, bekommt 4 Thlr.; Christian August Klauß, Sohn des Jerbißischen Kuhhirten, 8 Jahr alt, hat nächst jenem das beste Garn, auch 12 Stück gesponnen, erhält 4 Thlr.; Friedrich Weinreich, Sohn einer Tagelöhner-Wittwe, 9 Jahr alt, hat das meiste Garn, nämlich 19 Stück, aber schlechteres Garn gesponnen, 3 Thlr.; Wilhelm Behrend, eines Scheundröschers Sohn, 7 Jahr alt, 10 Stück, 2 Thlr.; Karl Friedrich Neie, eines Einliegers Sohn, 8 Jahr alt, 8 Stück, 2 Thlr.. Außer diesen haben noch mehrere Knaben, die das Spinnen schon vorher erlernt hatten, in diesem Winter sich mit Spinnen beschäftigt, und die Gutsherrschaft, der Kammerherr Baron von der Reck, hat an acht der ärmsten Knaben neue Spinnräder geschenkt.